

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

Freitag, 14. Januar.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Moskito von Felix v. Stenglin.

Aglaja schrieb in ihr Tagebuch: „Veronika und Rabenhorst werden sich verheiraten. Der schnelle Entschluß soll durch eine gewisse Femandin bewirkt worden sein, die ihm einen Korb gab.“

Als sie dies geschrieben hatte, legte sie die Feder fort, lehnte sich in den Stuhl zurück und sann über die Seltsamkeit des Lebens nach, das sie nicht verstand. Draußen aber sang die Nachtigall gerade eine neue Strophe: „Was willst du von mir? Was willst du von mir?“

Indessen sah Peter von Himmelpfort zu dem dunklen Fenster empor, das neben dem erhellten Aglajas lag. Die sonst dort weilte, war fort und sollte bald einem anderen angehören. Der Kammerjunker empfand grimmige Pein im Herzen, und nach und nach bildete sich in ihm ein Gedicht, das er später oben in sein Taschenbuch eintrug. Phyllis verschmähte die Früchte aus Damons Garten. Damon blickt, seinen Korb in der Hand, täglich zur Hütte seiner Angebeteten hinüber. Endlich sieht er sie erscheinen, aber nicht feinetwegen kommt sie, sondern wegen des Jägers. Da stirzt Damon sich in das Flüßchen, um zu sterben. Doch er wird gerettet und erwacht an Phyllis' Seite. Alles Wese war nur ein Traum . . .

Prinzessin Emilie legte die Karten, um zu wissen, weshalb dies Brautpaar sich so seltsam benehme, und ob vielleicht ein feindliches Geschick ihr Glück bedrohe. Und als sie es nicht herausbekam, mischte sie kopfschüttelnd und sagte leise:

„Es muß an der Luft liegen.“

Und da sah Fräulein von Ginster, die an Asthma litt, von ihrer Säfel auf und äußerte:

„Diese unangenehme Frühlingsluft!“

Serenissimus aber nahm in diesen Tagen seine Frühritte wieder auf. Die Frische des Morgens über den Wiesen berauschte ihn. Das Wiesen Schaumkraut lag wie ein lichter Schleier über dem Grün, dazwischen öffneten die kleinen Sonnen des Löwenzahns ihre Augen, und vom hellen Violett bis zum dunklen Blau schimmerten die Büsche des Storchschnabels.

Nachmittags fuhr man in den Bergwald. „Rein, nein, mein lieber Rabenhorst, Ihr könnt zurückbleiben“, äußerte der Herzog, und mit ihm und seiner Schwester fuhren Aglaja und Peter von Himmelpfort. Vor dem stattlichen Biergespann kam ein Vorreiter. Die Landleute auf dem Acker zogen die Mähen, die Frauen und Mädchen nickten lächelnd, und die Kinder standen bewundernd still, die Finger am Munde.

Serenissimus wunderte sich über sich selbst. Ihm war, als wenn er noch einmal jung geworden sei. Und als er in solchen Empfindungen abends am geöffneten Fenster stand, da flötete die Nachtigall abermals ein neues Lied: „Einmal noch! Einmal! Zum letzten, zum letzten Male!“

9.

Peter von Himmelpfort kümmerte sich nicht darum, daß der Abendwind kühl von den Wiesen her über den

Schloßgarten strich. Er saß auf einer Bank in der Nähe der Stelle, wo die Ballettproben gewesen waren. Dort hatten Veronikas Füße den Boden berührt. Er stierte auf die Stelle, als ob etwas von seiner Angebeteten dort zurückgeblieben sei. Und zärtlich sprach er vor sich hin: „Phyllis!“

Da fühlte er sich leise an der Schulter berührt und hob den Kopf. Eine helle Gestalt stand in der Abenddämmerung vor ihm.

„Fräulein von Duval!“ sagte er erstaunt und erhob sich.

„Beklagt Ihr Eure Schöne?“ fragte die helle Stimme Aglajas etwas spöttisch. „Warum tut Ihr das? Seid Ihr ein Mann? Wie alt seid Ihr? Siebzehn? Kommt, wir wollen hinunter zum Bassin gehen oder noch weiter bis zum Weiher, da sollt Ihr mir antworten.“

Nun ging er neben ihr her.

„O mein Fräulein! Eure Güte ist wie sanfter Tau der Nacht, der die bedrückte Seele labt.“

„Ach mein Gott!“ warf sie leicht hin ein.

„Und er wußte, daß ich sie liebte! Daß meine ganze Seele wie eine Schneeflocke war, vor ihrem Hauch zu zerfließen.“

„So spricht doch vernünftig!“

„Und sie! Nie würde sie heiraten, erklärte sie mir noch vor wenigen Tagen. Ein Verhängnis schwebte über ihrem Leben. Freilich, jetzt glaub' ich das Verhängnis zu kennen —“

„Ihr kennt es? Sprecht!“

„Sagte ich was? Wie?“

Aglaja blieb stehen. „Ihr seid ungenießbar!“ sagte sie zornig. „Was wollt Ihr denn nun tun?“

Dumpf antwortete er, während sie weitergingen:

„Ich werde sie von mir stoßen.“

„Dazu werdet Ihr keine Gelegenheit haben.“

„O sie! Sie!“ Er sah gen Himmel und rang seine Hände.

„Und er?“ fragte sie ungeduldig. „Werdet Ihr ihm den Degen durch die Brust stoßen?“

Bewundert sah Himmelpfort zur Seite auf dieses halbe Kind, das solche Worte sprechen konnte.

„Ihr — liebt ihn?“

Aglaja keufzte leicht.

„Ich weiß nicht.“

„O dann liebt Ihr ihn!“

„Sprecht es nicht aus, ich bitte Euch!“

„Wenn Ihr Euch rächen wolltet, so gäbe es wohl ein Mittel.“

„Rächen? Ach! . . . Aber mich geht das gar nichts an. Ich liebe ihn ja nicht.“

„Wenn Ihr Euch einem anderen vermähltet, würdet Ihr ihm die beste Antwort geben.“

Aglaja sann nach.

„Ihr könntet recht haben, aber warum soll ich das Opfer sein?“ Sie sann nach . . . „Von welchem Verhängnis spricht Ihr vorhin, das möcht' ich wissen.“

Simmelpfort wollte erst nicht mit der Sprache heraus, dann aber berichtete er, daß Rabenhorst ihm Andeutungen gemacht habe über Veronikas Audienz beim Herzog, über ihr Anrufen des Gelekes.

„Abscheulich!“ stieß Aglaja hervor. „Und trotzdem wagte er . . . ?! Wenn ich einen wüßte, ich nähme ihn sofort und heiratete an demselben Tage wie Veronika.“

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander hin. Dann begann Simmelpfort:

„Wahrlich, ich möchte derjenigen, die ich so heiß liebe, auch zeigen, daß ich nicht zu verschmachten gedanke —“

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich keinen Augenblick zögern —“

„Nun also! Wir sind beide in gleicher Weise beleidigt. Ihr möchtet einen Mann, der Euch seinen Namen gibt, Euch rächt und die bösen Mäuler zum Schweigen bringt, und ich möchte diesem skrupellosen Draufgänger und dieser Frau, die mich so bitter enttäuschte, beweisen, daß ich denn doch nicht der Schmachtlappen bin, für den sie mich halten — wenn auch vielleicht manchmal die Empfindung in mir den Mannesmut zu ersticken gedroht haben möchte — — Nun gut, ich entziehe ihm die Blume, die er schon zu brechen glaubte, und sie — o sie! In ihr erweck' ich vielleicht ein Fünkchen Reue, daß sie ein treues Herz trankte, indem sie einen Treulosen vorzog.“

„Ihr entzieht ihm . . . ? Ja, was redet Ihr denn da, Herr von Simmelpfort?“

Der Kammerherr kniete vor der kleinen Hofdame nieder und sagte ernst und feierlich:

„Hiermit habe ich die Ehre, Fräulein von Dubal, Euch um Eure Hand zu bitten.“

Sie betrachtete ihn lächelnd, dann knigte sie und antwortete:

„Ich danke Euch, Herr von Simmelpfort, aber ich kann Euer Opfer nicht annehmen.“

„Und — warum nicht?“ fragte er, indem er sich erhob.

„Ihr liebt immer noch Veronika.“

„Nun, das Opfer wäre auf beiden Seiten gleich, denn daß Ihr Rabenhorst noch immer zugetan seid, werdet Ihr nicht leugnen!“

„Sprechen wir nicht davon!“

„Freilich haben wir beide kein Vermögen. In dessen gelänge es hoffentlich, den Herzog für uns zu interessieren.“

„Und wie das?“

„Wir müßten vorgeben — — wenn Ihr Euch dazu entschließen könntet — ebenso wie Rabenhorst und Veronika —“

„O Herr von Simmelpfort!“ Aglaja wandte sich ab, und leise setzte sie hinzu: „Ihr, den ich immer für einen Kavalleren gehalten habe, und der Ihr noch eben Veronika so verurteiltet, Ihr könntet mir vorschlagen, mich selbst in dieser Weise zu beschuldigen . . . Pfui!“

„Nun, Ihr brauchtet nicht gerade Pfui zu sagen, aber ich stehe selbstverständlich davon ab, wenn es Euch so ägriert. Wagen wir es denn auf geradem Wege! Gestattet, daß ich unseren gnädigen Herrn um Fürsprache bei unseren Eltern bitte.“

„Es tut mir leid, Herr von Simmelpfort, daß ich gerade mit Euch ein solches Bündnis nicht eingehen mag, weil —“

„O, bin ich Euch affrös?“

„Das nicht . . . Es ist nur das, was Ihr schon wißt, daß wir beide im Herzen nicht frei sind.“

„O, seid versichert — wenn Euch damit gedient ist — daß Euch dies Band nicht stärker binden sollte, als Ihr jetzt an mich gebunden seid!“

Ein prüfender Blick traf ihn. Dann lächelte sie über seine drolligen Reden, und ein leichter Seufzer entrang sich ihr.

„Ich befürchte, all das ist Lüge, Herr von Simmelpfort.“

„Meint Ihr? . . . Vielleicht weiß ich selbst nicht mehr, was ich tue und sage. Die Liebe ist der Dämon

unseres armfeligen Lebens. Gestattet, daß ich Euch verlasse! Meine Empfindungen überwältigen mich.“

Er tat ihr leid. Sie reichte ihm die Hand und wünschte ihm Gute Nacht.

„Geht allein! Ich folge nach, damit man uns nicht zusammen sieht. Man könnte angewöhnen . . .“

Er küßte ihr die Fingerspitzen, verneigte sich zierlich und ging.

Aglaja folgte ihm eine Weile mit ihren Blicken. Sie mußte über ihn lächeln. Er schritt, den Hut unterm Arm, wie in der Tanzstunde dahin. Jetzt verschwand er in der Dunkelheit.

Die kleine Hofdame wartete noch eine Weile, dann schlich sie sich vorsichtig zwischen Büschen und Geden hindurch. Eine leichte Erregung beherrschte sie. Bisher hatte sie noch nie ein Rendezvous gehabt. Einige Augenblicke blieb sie stehen und spähte aus. Rabenhorst war noch im Schlosse. Wenn der sie gesehen hätte! Der Gedanke war ihr peinlich. Aus den fernem Gebüsch des Parks drangen der Nachtigall lange Klageklänge zu ihr her. Da senkte sie tief. Endlich schlüpfte sie un gesehen durch die kleine Seitenpforte ins Schloß.

10.

Es geschah nicht mit Serenissimi Willen, daß Aglaja bei Tafel neben Rabenhorst saß. Da aber Veronika fort war, hatte die Tafelordnung es so verfügt. Ofter sah der Herzog hinüber und fand, daß die Situation sehr „dangereuse“ sei. Doch was ließ sich machen! Es waren Gäste aus der Stadt geladen: Minister von Bleichingen mit Frau und Tochter, Professor Gregorius, aber ohne Damen, weil sie nicht hoffähig waren, Hofprediger Carminius mit Gemahlin, die als älteres, adliges Fräulein beglückt gewesen war, wenn auch kein Individuum von adliger Extraktion, so doch einen angesehenen Diener des Herrn ehe-lichen zu können. Die größere Gesellschaft machte es dem Herzog unmöglich, Rabenhorst und seine Nachbarin aufmerksam zu beobachten. Ein Trost war, daß Rabenhorst am nächsten Tage abreisen sollte.

Dieser Umstand veranlaßte Aglaja wohl, ihrem Nachbar gegenüber nachsichtiger zu sein, als sie es sonst gewesen wäre.

Nach Tisch machte ein Basquill unter den jüngeren Leuten die Runde. Dorette Bleichingen gab es Aglaja, und diese las:

Der junge Faun ist sehr begehrt,
Er spricht von Liebesblitzen,
Doch weil er viele hat beehrt,
Läßt er auch viele sitzen.“

Lächelnd gab Aglaja es zurück. Dorette glaubte feststellen zu können, daß dies Lächeln gezwungen sei.

Rabenhorst näherte sich Aglaja.

„Ihr entzieht Euch mir!“ sagte er vortwursvoll.

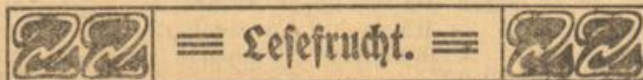
Sie sah kalt über ihn hin.

„Ich bin mir dessen nicht bewußt.“

Mit seiner einschmeichelnden Stimme bat er „um etwas mehr Gnade“.

Sie wandte sich fort. In diesem Augenblick wurde Rabenhorst zum Herzog befohlen, der ihn mit einem Auftrag fort schickte. Doch gerade die kleinen Eingriffe des Menschen, selbst wenn er ein Fürst ist, geben dem Schicksal manchmal die beste Gelegenheit, seinen Willen durchzusetzen. Als Aglaja nach einer Stunde allein von der Prinzessin fortging, begegnete ihr der zurückkehrende Rabenhorst in der einsamen Galerie. Er blieb vor ihr stehen und sah sie überrascht an. Sie war verwirrt, ihre Knie zitterten.

(Fortsetzung folgt.)



In großes Unglück lehrte ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe tut's,
Des Lebens kleine Breden zu entbehren.

Schiller,

Wie ich meinen verwundeten Mann fand

Eine Reise in Kriegszeiten.

Von M. Plehn.

II.

Meine Stimmung war verzweifelt; angstvoll rang ich die Hände, wenn ich das laute Röcheln und Husten hörte. Alle Räume waren mit Kranken besetzt, fortwährend kamen noch Verwundete dazu, die Schwestern eilten geschäftig hin und her, und ich kam mir wie ausgestoßen vor. Schließlich ließ ich in der Küche beim Kochen und Abwaschen und besuchte dann immer wieder auf wenige Minuten meinen geliebten Patienten. Voll Unruhe und Sorge suchte ich zu später Stunde mein Nachtquartier auf. Es war rührend, wie freundlich ich dort aufgenommen wurde, und das mühe Abendschlaflein dort war mir eine Wohltat.

Der nächste Tag begann mit neuer Sorge; die Nacht war schlecht gewesen, mein Mann matter denn je! Da kam endlich eine erlösende Nachricht. Ein neuer Lazarettzug war gekommen, die Schwerverwundeten zu holen, und in allen Krankenhäusern wurde betreffs Beteiligungen nachgefragt. Obgleich mein Mann eigentlich noch keineswegs transportfähig war, entschloß ich mich sofort, ihn anzumelden. Gleich nach Mittag begannen wir mit unseren Vorbereitungen, da der Zug um 4 Uhr abgehen sollte. Wir zogen meinem Mann die Uniform und hohe Stiefel an, weil er ja nichts anderes hatte. Mütze und Mantel borgte ich mir von meiner lebenswürdigen Wirtin, da er ohne beides eingeliefert war. Um 3 Uhr erschienen die Träger mit einer harten Holzbahre, die wir mit Kissen und Decken einigermaßen bequem machten.

Es war ein trauriger Zug. Mein Mann lag mit der gelben Gesichtsfarbe und den geschlossenen Augen wie ein Toter da. Eine freundliche Hand hatte ihm noch zum Abschied Rosen auf die Brust gelegt, was den trüben Eindruck nur noch erhöhte. Die Schwester und ich gingen nebenher, begleitet von einer Schar neugieriger Straßenkinder. Dieser Weg ist eine meiner schrecklichsten Erinnerungen und schien mir endlos lang. Gott sei Dank kam unterwegs kein Hustenanfall, die frische Luft war ihm anscheinend ganz wohlthuend. Auf dem ganzen Wege mußten wir uns durch dichtes Gedränge durcharbeiten; die Träger mußten oft stehen bleiben, um Truppen, Munitionskolonnen, Rote-Kreuz-Wagen und unzählige Militärautos vorüber zu lassen. Es war ein aufregendes Kriegsleben und -treiben.

Als endlich der Bahnhof erreicht war, suchte ich den leitenden Oberstabsarzt auf und bat, so bald als möglich für meinen Mann zu sorgen. Dies geschah auch umgehend, und er bekam ein Bett in einem Offizierswagen mit drei anderen Personen zusammen. Um 4 Uhr sollte der Zug abgehen, aber es wurde dunkel, und wir waren immer noch dort. Fortwährend kamen neue Bahnen und die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun. Meinen Mann glaubte ich gutgeborgt, war daher tödlich erschrocken, als die Schwester kam und mich plötzlich zu ihm rief. Mit hochroten Waden lag er leuchtend da und schrieb auf einen Zettel: „Ich erstirbe, wenn ich hier bleiben muß.“ Die Luft im Wagen war allerdings heiß und schwül, es war geheizt worden, wohl sehr gut für die anderen Kranken, für meinen Mann unerträglich. Voll Angst suchte ich in der Finsternis den Doktor auf, der auch sofort herbeieilte und Abhilfe suchte. Wir bekamen einen ganz leeren Mannschaftswagen für uns allein. Das war wunderschön, wir konnten nun nach Belieben lüften und uns ausbreiten, hatten Platz für alles Verbandsgut, Spülflaschen und sonstige Sachen. Auch für die Schwester und mich war nun gut gesorgt, denn der Wagen enthielt acht leere Betten. Die Nacht war so gut, wie möglich, und die Temperatur ließ bald nach. Der Zug stand noch bis zum nächsten Morgen in Osterode, erst dann setzte sich dies endlose fahrbare Krankenhaus, es waren 35 Wagen, langsam in Bewegung. Die Lazarettzüge sind eine großartige Einrichtung, 48 Stunden habe ich darin erlebt, mir alles genau angesehen. Es ist für alles gesorgt. Operationsaal, Bäder, Räume für Ärzte und Pfleger, Küche, Esszimmer, alles ist vorhanden, alles sauber und praktisch ausgestattet. In diesem Zuge war auch alles noch ganz neu, denn er wurde zum erstenmal benutzt. Ich wanderte viel herum, besuchte die Kranken, half in der Küche und besorgte meinem Mann das Essen. Mit Bewunderung sah ich, wie großartig jeder sein Leiden trug, ohne Jammer und Klagen, die Offiziere sowohl wie die einfachen Soldaten! Alle sind

sie Helden, jeder einzelne, und wir können nicht stolz genug auf unsere tapferen Kämpfer sein. Nur in den Schlachten und Gefahren zu zeigen, ist sicher nicht so schwer, wie das Leiden der Verwundeten. Frisch und voll Kampfesmut zogen sie aus und sind nun verurteilt, untätig dazuliegen, Qualen und Schmerzen zu erdulden. Ein junger Fähnrich ist mir noch besonders in Erinnerung. Er hatte einen zerquetschten Unterschenkel und wurde vom Fieber geschüttelt. Ich sah, wie er vor Schmerz die Zähne aufeinander biß, und sagte teilnehmend: „Sie müssen auch so viel aushalten, Sie Armster!“ Sofort verklärte ein Lächeln sein ganzes Gesicht und er antwortete: „Das schadet nichts, der Sieg war zu schön.“ Und ein Oberst wurde mit schwerer Verwundung frisch eingeliefert, ich sah auch an seinem Lager und wußte von dem Arzt, wie sehr er litt. Aber auf meine Frage sagte er gleich mit freundlichem Ausdruck: „Das läßt sich alles ertragen.“ Meinem Mann bekam die Reise nicht schlecht, er fühlte sich anscheinend noch als in dem Osteroder Lazarett. Das Essen war sehr gut, allen Wünschen wurde Rechnung getragen. Die Pflege bei meinem Mann war aber recht anstrengend, die Hustenanfälle kamen etwa alle halbe Stunde, und ich löste die Schwester öfters ab, damit sie sich auch mal ausruhen konnte. Der Zug ging während seines Schreckengangs weiter, oft wurde auf freiem Felde stundenlang gehalten, wenn die Strecke nicht frei war. Wohin wir fuhren, wußte keiner, selbst der leitende Oberstabsarzt erhielt nur immer von Station zu Station seine Befehle zur Weiterfahrt. In Marienwerder trafen wir Sonntagfrüh ein, hatten längeren Aufenthalt. Dort kam auch endlich zu meiner Freude die bestimmte Nachricht, daß wir direkt nach Danzig führen, nachmittags um 4 Uhr da ankommen würden. Ich benützte nun gleich die Zeit, nach Hause zu telefonieren, bestellte meine Kinder und ein Auto an die Bahn und ließ auch im Krankenhaus ein Zimmer reservieren. Alles klappte von nun an vorzüglich, und es ging mit fahrplanmäßiger Geschwindigkeit nach Danzig. Wie froh war ich, als wir nun wirklich ankamen. Die Kinder waren so glücklich, ihren Vater wieder zu haben, wenn auch das Wiedersehen sehr traurig war. Er lag wieder in Uniform auf der Bahre, brauchte aber nur bis an das Auto getragen zu werden. Dann setzten wir uns alle zu ihm hinein und fuhren nach dem in der Nähe gelegenen Marienkrankenhaus, wo alles vorbereitet war. Die Untersuchung meines Mannes, die sofort vorgenommen wurde, ergab, daß es die höchste Zeit war, in ordentliche fachgemäße Behandlung zu kommen. Die Wunde war derartig faul und eitrig, daß leicht hätte Brand oder Blutvergiftung dazu kommen können. Wie dankte ich Gott, daß es mir gelingen war, alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden und wir nun am Ziele waren. Unsere gute Diakonissin mußte ich natürlich gleich zurücksenden; der Abschied wurde mir ebenfalls schwer, denn sie war mir in diesen Tagen unendlich wert gewesen. — Der nächste Tag, der erste in Danzig, sollte uns nun gleich eine große unverhoffte Freude bringen. Ihre Majestät die Kaiserin war eingetroffen, um die verwundeten Krieger zu besuchen. Als ich ins Krankenhaus kam, empfing mich auch sofort die frohe Kunde, daß die hohe Frau den Besuch für den Vormittag angesetzt habe. Alles war in freudiger Aufregung und Erwartung. Es dauerte auch nicht lange, da fuhr das kaiserliche Auto vor, und das Bett meines Mannes war das erste, an das sie trat. Wie werde ich die Minuten verpassen, in denen unsere verehrte Kaiserin in unserem Krankenstübchen weilt und die gütigen, teilnehmenden Worte, die sie zu uns sprach. Aber das stumme Leiden meines Mannes war sie sichtlich bewegt, und redete warm und freundlich mit ihm. Wörtlich sagte sie u. a.: „Eben habe ich ein Telegramm vom Kaiser bekommen, ich soll alle seine tapferen ostpreussischen Krieger grüßen. So kann ich Ihnen denn jetzt ganz direkte Grüße von ihm bringen und seinen Dank für alles Leiden.“ Mein Mann konnte ja nun leider nichts erwidern, aber in dem leuchtenden Bild seiner Augen, als er den Kopf hob, um ihr die Hand zu küssen, war zu lesen, mit welcher Freude er für sein Vaterland und seinen toten Kaiser alles ertragen hätte. Dann reichte Ihre Majestät auch mir und meiner Tochter die Hand, sprach gütige Trostworte zu uns und legte schöne Blumen auf die Wolldecke. Eine Doppelpostkarte von sich und dem Kaiser unterschrieb sie persönlich mit freundlichen Wünschen zur Genesung und ging dann weiter, um den anderen Kranken in gleicher Weise Freude zu spenden und wohlzutun. Es war mir wie eine Gütigung des Himmels, daß wir gerade zu diesem Tage schon in Danzig sein durften! — Seitdem ist über ein Jahr ver-

gangen und mein Mann ist noch immer nicht hergestellt. Aber nach Ausspruch der Ärzte dürfen wir hoffen, daß eine völlige Genesung zu erwarten ist. So verlieren wir nicht den Mut und hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der mein Mann wieder sein Bestes geben kann für Kaiser und Reich. (Bens. Wn.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Den Straßenkampf in Grobno schildert Ludwig Ganghofer meisterlich in dem Januarhefte von Welhagen u. Klasing's Monatsheften. Die gewaltige russische Festung Grobno wurde am 1. und 2. September durch die badiſchen, schleswig-holsteinischen, hamburgischen und ostpreussischen Regimenter der Armee des Generals von Scholtz genommen, und dem beliebten Romanschriftsteller Ganghofer war es vergönnt, an der Eroberung teilzunehmen. Seine Schilderung dieses Ereignisses ist von grausiger Anschaulichkeit. Wir entnehmen dem Aufsatze einige besonders aufregende Abschnitte. „Wir erreichten die letzten Häuser der inneren Stadt. Ihre Mauern sind wunderbar gestüpfelt. Und drüben über der Bahnstrecke liegt die Kasernenvorstadt, aus der die Stimmen des Kampfes zu mir herüberkasseln. In dem tief eingeschnittenen, unter feindlichem Flankfeuer stehenden Hohlweg der Eisenbahn graben sich unsere Schwarzen über den hohen, steilen Rasenbamm empor. Die erste Reihe schießt sich schon über die Bösung hinaus. Aus den Fenstern und Dachlukas der russischen Blockhäuser und des großen Offizierkasinos krachen die Gewehrscüsse. Es wirbelt schon braun und schwarz aus vielen Dächern. Aber in und hinter den großen steinernen Kasernen leistet der Feind noch erbitterten Widerstand — da sieht man die Rauchfänger und Blizpfähle der Gewehrscüsse in vermehrter Menge aus verbarrikadierten Fenstern und aus schmalen Schießscharten herausjucken. Die unseren führen zwei große Minenwerfer ins Gefecht. Innerhalb weniger Minuten sind die tobenden Ungetüme in der Deckung eines Obstgartens montiert. Es donnert ihr erster Schuß. Man sieht die mächtige stählerne Bohne hinausschweben gegen den Himmel, sieht sie gleich einer schwarzen Sternschnuppe wieder fallen, mitten hinein in einen Kasernenhof. Ein paar Sekunden, dann eine furchtbare Detonation. Die Erde zittert. Und da drüben fliegt ein schwarzes Ungeheuer von Rauch und Schutt in die Luft empor und flattert nach allen Seiten auseinander. Zu sehen ist nimmer viel, alles ist von Rauch umweht, und die nahen Brände wachsen zu gewaltigen Flammen empor, deren strahlende Hitze man über hundert Meter empfindet. Noch immer knattert's von der Kaserne her. Und wieder brüllt von unſeren Minen eine. Vorwärts um 20 Meter. Eine Mine kommt. Ich decke mich hinter einem Baumstamm. Weiter, weiter! Eine heiße Arbeit ist's für die Unseren. Einer von den Hamburgern sagt zu mir: „Gestern hat der liebe Gott zu früh Abend werden lassen; wir haben nichts mehr gesehen, und da sind die Kerls wieder in die Häuser hereingekrochen. Nu haben wir schon den ganzen Tag Arbeit mit diesen russischen Skanlaffen.“ Immer höher wachsen die Flammen der brennenden Gebäude. Ein dreihundert Meter langes Feuergezwoge und Rauchgewirbel. Hinter dieser lodrenden Riesenecke drohnen die Explosionen unserer Minen. Und immer wieder knattert im Blutgemenge die plätschernde Munition. Man kann nimmer unterscheiden, was Gesecht und was Sprengung im Feuer ist.“

Der Ursprung der englischen Militärfurcht. Man hat es schon immer als eine eigentümliche völkerysychologische Erscheinung empfunden, daß der Engländer im Durchschnitt ein kühner Sportsmann und Seefahrer ist und doch gegen den Militärdienst zu Lande eine merkwürdige Abneigung zeigt: Diese Furcht vor dem „Militarismus“ wurzelt tiefsten Grundes, so schreibt uns ein Mitarbeiter, in den von Geschlecht zu Geschlecht nie vergessenen furchtbaren Erfahrungen in einer der blutigsten und folgenschwersten Episoden der britischen Geschichte: der Ausschaltung des Parlamentarismus durch die Herrschaft der Soldateska in der Cromwellschen Revolution. Das Parlament hielt König Karl I. in Gefangenschaft, aber das Kommando im Lande hatte das Heer, das Aufgebot des trostigen, unabhängigen Landadels und die „Eisenfeiter“ Cromwells und John Hampdens. Die aber hatten über Disziplin und ähnliche Dinge ihre besonderen Anschauungen, die sie auch rücksichtslos in die Praxis umsetzten. Dem Offiziertrat trat oft genug der Heeresausschuß der Gemeinden gegenüber, dessen Entscheidung dann die maßgebende war; auf die Weisungen des Parlaments, dem die Armee geschworen hatte, gab man nur etwas, wenn man gerade Lust hatte. Die Abgeordneten sahen natürlich endlich die Gefahr ein, die ihnen von einem so disziplinwidrigen Heere drohte, und beschloßen im März 1647, 7 Regi-

menter zu Fuß und 4 Kavallerieschwadronen, zusammen über 11 000 Mann, nach Irland zu schicken. Bei den damaligen Verhältnissen war das ungefähr dasselbe, als wenn in Rußland ein Regiment strafweise nach Sibiriens Nordostende versetzt wurde, wie das z. B. unter Zar Paul I. mehrfach vorkam. Die weitere Entwicklung des militärischen Dramas, das sich nun anspann, haben die englischen Geschichtsschreiber stets mit einer Art fast komisch wirkenden Entsetzens geschildert. Was sich schließlich von der Armee „bereit“ fand, nach Irland zu gehen, war ein Häufchen von 100 Köpfen, zu drei Viertel Offiziere; alle übrigen machten, diesmal Offiziere und Mannschaften einig, Front gegen das Parlament. Das hatte immer noch eine hohe Meinung von seiner Autorität und dekretierte kurzweg am 25. Mai die Auflösung des unbetüchtigten Heeres. . . . Die Antwort gab der Kornett Joyce, indem er sich eine Woche später, am 2. Juni, der Person des Königs bemächtigte und das Heer den Marsch auf London antrat. Am 6. August 1647 zog General Fairfax an der Spitze einiger auserwählter Regimenter in London ein. Die Herrschaft des Säbels löste für geraume Zeit die des Parlaments ab. Die Briten haben den Zwang, der damals auf dem öffentlichen und auch privaten Leben lastete, nie vergessen. Es mag nach allen Schilderungen in der Tat auch ungemütlich genug unter dem Regiment der Soldateska gewesen sein, die nicht nur rauh und roh wie ihr Zeitalter, das des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, war, sondern auch eine sonderbare puritanische Frömmigkeit zur Schau zu tragen ließe. Schon konnten sich zwar die Frauen und Töchter der Bürger überall unbehelligt bewegen, aber die Last der Einquartierung war etwa dieselbe wie die der berücktigten „Dragonaden“ Ludwigs XIV., und daß die ehrfamen Londoner Hausbesitzer zu den niedrigsten Handlangerdiensten für die Soldaten gepreßt wurden, war noch das Wenigste. Man war mit Todesurteilen schnell bei der Hand, wenn ein vorlautes oder gar „gottloses“ Wort fiel. . . . Das alles haben die Engländer nie vergessen, und seitdem ging die Furcht vor dem Militarismus mit einer gewissen Verachtung des Soldatenstandes Hand in Hand. Ob der Weltkrieg hier dauernd anderen Anschauungen Platz schaffen wird, bleibt trotz Lord Derby und dem Wehrpflichtgesetz abzuwarten.

Bierverband und Griechenand — vor 700 Jahren. In der zweckvollen Geschichte des griechischen Reiches hat es eine Schicksalsstunde gegeben, da ebenfalls eine Art Bierverband wie heute einen zwingenden Druck auf das vielgeprüfte Land ausübte. Das war vor rund 700 Jahren, als man die letzten Kreuzzüge nach dem Orient unternahm und Griechenland räumlich noch ein stattliches Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel war. Diese mächtige Handelszentrale war den Venetianern als erfolgreiche Konkurrenz schon längst ein Dorn im Auge, und ihre von dem halbblinden Dogen Enrico Dandolo trefflich geleitete Diplomatie, damals vielleicht die beste Europas, brachte es geschickt fertig, die Bünsche Venedigs durch einen neuen Kreuzzug verwirklichen zu lassen. Die Begeisterung für solche orientalischen Abenteuer war zwar nicht mehr sehr groß, aber es gelang doch, eine Art „Bierverband“ zusammenzubringen, der so ziemlich dieselben Bundesgenossen zählte wie die Entente von heute, nämlich England, Belgien, Spanien, Frankreich und Italien. England war zwar nur schwach vertreten, machte aber immerhin mit, zumal sich Krone und Adel bei der ungeheuren Verschuldung an die venezianischen Gläubiger der Aufforderung nicht entziehen konnten; die Romanen französischen und flandrischen Blutes spielten die Hauptrolle, und Venedig dirigierte genau wie England, dessen „perfide“ Rolle es im Mittelalter spielte, das Ganze, wobei es sich allerdings auch mit seiner starken Flotte betätigte. Der Weg des Kreuzheeres nach Asien führte durch das griechische Reich, um dessen Souveränität und Rechte sich die Eindringlinge damals so wenig kümmern wie heute in Saloniki. Konstantinopel wollte der griechische Kaiser nicht so ohne weiteres preisgeben; es kam darüber, während das Heer vor der Stadt lagerte, zu Verhandlungen, die bei der Unstündlichkeit der alten Diplomatie noch langwieriger waren als die jetzigen in Athen. Schließlich riß Venedig die Geduld, und man stürmte das kaum verteidigte Konstantinopel, das dann durch eine mehrtägige Plünderung verwüstet wurde. Griechenland mußte damals dem Druck der vier Mächte nachgeben und zusehen, wie für ein Menschenalter sich ein merkwürdiges politisches Gebilde auf seinem Boden breit machte, das sogenannte „lateinische Kaiserium“, dessen Krone zuerst ein Balduin von Flandern trug. Damals entstanden im Peloponnes viele fränkische Ritterhöfe, von denen Burg Misthra am Eurotas noch heute in Trümmern auf das alte Sparta herabschaut. Jedenfalls hat sich Griechenland von jenem Bierverbandsfalle und der Fremdherrschaft nur schwer erholen können.